

Ercheint täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, vormittags. Bezugspreis vierteljährlich 1 Mark, durch die Post bezogen 1 Mark 25 Pf.

Bestellungen auf das Kreis-Blatt werden für Minden in der Geschäftsstelle und für auswärts von den Postanstalten angenommen.

Druck und Verlag von J. G. C. Bruns in Minden.



Anzeigen kosten die sechsgespaltene Petit- Zeile oder deren Raum 15 Pfennig, solche aus den Kreisen Minden- Pöbbecke und dem Fürstentum Schaumburg- Lippe 10 Pf., Neuland Kosten die Zeile 40 Pf.

Anzeigen werden bis Tags vorher nachm. 4 Uhr, größere bis 3 Uhr angenommen.

Für die Schriftleitung verantwortlich Gustav Bruns in Minden.

Kreis-Blatt.

Dem Vaterland, nicht der Partei!

Mindener Anzeiger für Stadt und Land.

Nr. 234.

Minden, Freitag, den 5. Oktober 1900.

45. Jahrgang.

Die Wahlausichten in Oesterreich.

p. Mit einer Heftigkeit, die auch für österreichische Verhältnisse als ungewöhnlich bezeichnet werden kann, tobt die Wahlbewegung in Oesterreich. Aber die Leidenschaftlichkeit, mit der die Geister in diesem politischen Kampf aufeinanderprallen, kann nicht wundernehmen, denn es handelt sich um einen Entscheidungskampf, dessen Ausgang von weittragender, ja, man kann sagen von unübersehbarer Bedeutung für die weitere Entwicklung der Verhältnisse des österreichischen Staatswesens sein wird.

Für die Tschechen handelt es sich bei diesem Wahlkampf darum, die Vorherrschaft des Deutschthums, dieser Grundfrage des österreichischen Staatswesens, für immer zu beseitigen und in Oesterreich ein selbständiges Tschechien, einen Staat im Staate zu begründen, dessen Entstehen das ohnehin nicht allzu feste Gefüge der österreichisch-ungarischen Monarchie notwendig sprengen müßte. Diese Pläne der Tschechen sind der Kernpunkt des politischen Kampfes, der zur Zeit in Oesterreich ausgefochten wird, und an dieser Erkenntnis können alle Bemühungen der mit den Tschechen halb und halb sympathisierenden Parteien, den Schwerepunkt der Wahlbewegung zu verschieben, nichts ändern.

Handelte es sich bei den Tschechen, wie sie früher vorgeschützt haben, nur um das Recht der tschechischen Sprache, dann wäre eine Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen möglich gewesen und möglich, denn das Programm der Deutschen ist den Forderungen der Tschechen bis an die äußerste Grenze dessen entgegengekommen, was nicht mehr der Billigkeit, sondern nur noch der Staatsklugheit entspricht. Aber den Tschechen handelt es sich nicht um ihre Sprache, sondern um ihr „Staatsrecht“, d. h. um die staatsrechtliche Absonderung Böhmens, Mährens und Schlesiens von dem übrigen Oesterreich, um die Aufrichtung des Reiches der Wenzelkrone. Das ist der Grund, weshalb eine Verständigung zwischen den staatserkhaltenden Deutschen und den staatszerstörenden Tschechen für immer ausgeschlossen ist, und weshalb auch für die anderen Parteien ein Zusammengehen mit dieser durch und durch revolutionären Partei als ein politisches Verbrechen erscheinen sollte.

Wie weit macht sich diese Erkenntnis bei der Wahlbewegung in Oesterreich bemerkbar? Diejenigen Parteien, welche früher mit den Tschechen zusammengingen, waren die Feudalen, die Südslaven, die Polen und die Klerikalen. Die ersten beiden Gruppen haben bisher noch keine ernsten Anstalten gemacht, das Tischtuch zwischen sich und den Tschechen entzweizuschneiden, und man wird gut thun, sich bezüglich der politischen Einsicht dieser beiden Gruppen feiner optimistisch-ungarischen Auffassung hinzugeben. Ein wesentlich verändertes Bild zeigt dagegen die Haltung der Polen und die der Deutsch-Klerikalen.

Was die Polen anbetrifft, so kann darüber kein Zweifel sein, und die politische Geschichte Oesterreichs bestätigt dies, daß sie im Grunde des Herzens den Tschechen weit stärkere Sympathien entgegenbringen als den Deutschen, mit denen sie seit mehr als zwanzig Jahren, seit den Zeiten des Kabinetts Auerberg, in stiller oder offener Feindschaft gelebt haben. Aber die Polen, die ohnehin nicht ohne Verluste aus dem Wahlkampf hervorgehen werden, sind mehr wie jede andere Partei in Oesterreich auf die Gunst der

Krone angewiesen, so daß ein Zusammengehen mit den revolutionären Tschechen für sie nicht so leicht möglich ist. Aber während die demokratische Minderheit des Polentlubs für ein Zusammengehen mit den Deutschen eintritt, arbeitet die reaktionäre Standespartei an der Wiederherstellung des klerikal-slavischen Ringes und noch läßt sich nicht erkennen, welche Gruppe die Richtung der Polenpolitik bestimmen wird.

Weit entschiedener als die Polen haben sich die Deutsch-Klerikalen, die auch einst zu dem „eisernen Ring“ gehörten, von den Tschechen abgetrennt. Besonders unter den alpenländischen Wählerkreisen hat sich ein gewaltiger Zug nach der deutschen Seite bemerkbar gemacht, und wie weit auch das viel zitierte Wort von der „deutschen Gemeinbürgerschaft“ davon entfernt ist, in die That übergeführt zu werden, so wird doch erwartet werden dürfen, daß die Deutsch-Klerikalen, trotz ihrer politischen Hinneigung zu den Polen, Feudalen und Tschechen, in den nationalen Fragen wenigstens soweit sich auf ihr Deutschthum besinnen werden, daß sie einer Vergewaltigung desselben entschieden entgegenreten.

Auch sonst stehen die Ausichten für die Deutschen nicht gerade schlecht, aber freilich, sie wären erheblich besser gewesen, wenn das Wort von der deutschen Gemeinbürgerschaft, wie es angekündigt worden war, für die Wahlbewegung in Kraft getreten wäre. Davon ist aber leider nichts zu merken gewesen und wenn die Deutschen die Kraft, die sie zur Bekämpfung untereinander verwandt haben gegen die gemeinsamen Gegner gerichtet hätten, würden sie der Zukunft mit größerer Vertrauensfestigkeit entgegensehen können. Fürs erste aber erscheint diese Zukunft als außerordentlich dunkel, denn ob sich in dem neuen Reichsrat eine Mehrheit der gemäßigten und arbeitswilligen Parteien zusammenfinden wird, das muß nach dem bisherigen Verlauf der Wahlbewegung als höchst zweifelhaft erscheinen. Was aber in dem entgegengelegten Falle geschehen soll, vermag zur Zeit niemand zu sagen, denn der Versuch, in Oesterreich ohne und gegen die Verfassung zu regieren, ist ein Experiment, das schon mit Rücksicht auf Ungarn nicht gewagt werden kann.

Politische Uebersicht.

Deutschland.

Am Mittwoch starb in Berlin Dr. v. Hansemann, der Sohn des ersten Geschäftsinhabers der Distinktgesellschaft, Besitzer der Herrschaft Pempowo in Posen und einer der ersten Vorkämpfer des Deutschthums in unserm Ostmarken. Herr v. Hansemann stand mit an der Wiege des Ostmarkenvereins und ließ dem Haktistenbunde den ersten Buchstaben seines Namens. Wie die Bezeichnung Haktist, die die Polen ursprünglich als Spottnamen erfunden hatten, zu einer ehrenvollen geworden ist, so haben auch die Führer des Ostmarkenvereins bis in die entlegenen deutschen Bezirke Anerkennung für ihr Thun gefunden, bei dem sie nicht immer auf Rosen gebettet waren. Herr v. Hansemann verwaltete eine Besitzung Pempowo als wirklicher praktischer Landwirt, ein Beruf, zu dem ihn seine Neigung zog und in dem er erkannt hatte, wie groß die Gefahren waren, von denen das Deutschthum im Osten bedroht wird. Er widmete sich ernstlichen Arbeiten und wirkte unablässig, wo es nötig war, auch durch Her-

gabe materieller Mittel für die Sache des Deutschthums. Er entfaltete eine rege journalistische Thätigkeit, besonders in der von ihm redigierten „Ostmark“, und noch vor wenigen Wochen wurde sein Name allgemein genannt bei einer Polemik, in der er gegen die Einführung slawischer Arbeiter in unsere Ostprovinzen eingetreten war. Mit jener Offenheit, die ihm seine unabhängige Stellung ermöglichte, wies er auf das Unrecht hin, das der ostelbische Großgrundbesitzer der nationalen Sache durch die Einführung slawischer Arbeiter-Elemente anthat, und er konnte an der Hand seiner eigenen Erfahrungen nachweisen, daß man bei gutem Willen und geregelten Verhältnissen ganz wohl slawische Arbeitskräfte entbehren kann. In welcher Weise er dafür von den Agrariern angegriffen wurde, ist wohl noch in aller Erinnerung. Noch vor einigen Tagen veröffentlichte er in der „Ostmark“ einen Briefwechsel mit dem Fürsten Bismarck, der bekanntlich zu den eifrigen Förderern der haktistischen Politik gehörte. Eine langdauernde Krankheit, die sich in den letzten Wochen zum Besseren zu wenden schien, hat jetzt plötzlich dem Leben eines der eifrigsten und hingebungsvollsten Freunde des Deutschthums in noch jungen Jahren ein Ende gemacht. In ihm verliert der Ostmarkenverein eines seiner verdienstlichsten Mitglieder. (Köln. Ztg.)

Vom Sozialistenkongreß in Paris schreibt die „Berl. Korresp.“: Dem sozialdemokratischen Parteitage in Mainz ist nunmehr der internationale Sozialistenkongreß in Paris gefolgt. Die Mainzer Verhandlungen sind teilweise in Paris in erweiterter, ihrem geistigen Inhalte nach aber keineswegs vertiefter Gestalt fortgesetzt worden. Hier wie dort ist ein Protest gegen „die von allen Großmächten betriebene Weltpolitik und dem mit ihr zusammenhängenden Militarismus und Marinismus“ angenommen worden. Das Ergebnis dieser Erörterungen wird vom „Vorwärts“ in den Satz zusammengefaßt: „Die Internationale ist einig, nicht nur im Endziel, nicht nur in ihren Kämpfen gegen alle Formen des kapitalistischen Systems, gegen Militarismus, Kolonial- und Weltraumpolitik, sie wendet auch überall die gleichen Mittel an, die zur Erreichung von Vorteilen für das Proletariat, zur Eroberung der politischen Macht und letzten Endes zur Umgestaltung der Gesellschaft von Grund aus tauglich sind.“ Die vom Sozialismus im Widerspruch mit der gesamten historischen Entwicklung der Menschheit und den tatsächlichen Verhältnissen der Gegenwart aufrecht erhaltene Fiktion, daß die Proletarier aller Länder einander näher stehen als die Arbeitnehmer und Arbeitgeber innerhalb derselben nationalen und staatslichen Gemeinschaft, daß die willkürlich errichteten internationalen Organisationen der Arbeiter in Zukunft ein festes Einigungsband darstellen würden als die nationalen staatlichen Organisationen, ist auf dem Pariser Kongreß mit besonderer Schärfe zum Ausdruck gelangt. Die deutschen Optimisten, welche auf den friedlichen, sozialreformatoryschen Charakter des Sozialismus, wenigstens insoweit die deutsche Sozialdemokratie in Betracht kommt, vertrauen, müssen, falls sie überhaupt belehrbar sind, anderen Sinnes werden, wenn sie von der unumwundenen grundsätzlichen Stellungnahme der in Paris versammelten Sozialisten gegen die kapitalistische Produktionsweise und den nationalen Staat, für die wirtschaftliche Umwälzung und die Diktatur des internationalen Proletariats Kenntnis nehmen. Man mag einwenden, daß den großen Worten positive Thaten nicht allfobald auf dem Fuße folgen werden,

Arbeit.

Roman von C. Welj.

Nachdruck verboten.

Mit der madonnenhaften Ergebenheit, die sie so sehr gut liebt und die ihr Gatte einer Pietä verliehen hat, flüstert Frau Römer: „O Gott, wie ist das möglich?“

„Ihr habt im günstigsten Falle“, erklärt Rühle weiter, „eine Rente von 1500 Mark zu verzeihen!“

Jetzt schluchzt die Witwe in ihr Taschentuch: „Wie ist das nur möglich?“

„It ja einfach undenkbar, damit zu leben!“ erklärt Walter. Der Blick der Mutter gleitet von den Kindern durch das prachsvolle Zimmer.

„O Gott, wer hätte das gedacht! Da müssen wir ja diese Wohnung aufgeben und die schöne Kunstsammlung.“

„Ja, die werden wir nun wohl zu Gelde machen müssen!“ fällt Hildegard ein.

„Kinder, Kinder, was soll aus uns werden,“ jammert Frau Römer und stört Waltra aus ihrer Behaglichkeit auf. „Das überlebe ich nicht! Da kann ich ja auf meine alten Tage betteln gehen. Ich unglückliche Frau!“

„Über Mutter!“ ruft Walter, auf dessen Kindergezicht ein plötzlicher Ernst gekommen ist.

Major Rühle steht auf und tritt zu der Witwe heran. „Beruhigen Sie sich, liebe Freundin. Sehen Sie, zur Not können Sie ja damit ganz gut leben, wenn Sie Pensionäre nehmen, oder wenn Sie in eine kleine Stadt gehen. Es läßt sich ja alles machen!“

„Sucht er ein wenig läppisch und gegen sein Gefühl zu reden. Er mag nicht gern Thränen sehen und es gefällt ihm, daß sein Liebling Hildegard da so ruhig steht.“

„Und was soll aus meinem armen Jungen werden?“

„Ja, das weiß der Teufel!“ giebt Walter zur Antwort und dreht sich auf einem Fuße herum.

„Und aus Hildegard! O Gott, meine armen Kinder!“

„Um uns Sorge Dich nicht, Mutter! Wir sind jung!“ antwortet die tiefe Stimme, ohne eine Spur von Wehen.

„Warum mußt du uns denn der Verfolger so früh entrißen werden? Wir brauchen ihn doch so nötig!“ klagt die Witwe weiter. „Und nun soll alles anders werden? Die Wohnung? Die Kunstschätze? Die lieben Möbeln? Ich kann's nicht glauben, will's nicht. Und —“, mit einem Wehruf, „auch das Denkmal, das, das —“

„Werden wir ihm nur in unserm Herzen setzen können,“ sagt Hildegard sanft.

Mit einem Ernst, der noch niemals so auf seinem Gesichte gelegen, ohne jeden Anflug von Wehmut, tritt der Student auf die Seite des Majors. „Na, mit dem Studieren hat's bei mir nun geschnappt. Mama, Onkel Rühle, laßt mich die ganze Juristerei an den Nagel hängen und bei Meister Rohrbeck, wenn der mich haben will, eintreten. Wollt Ihr? Es ist ein plötzlicher Entschluß, aber ein guter, glaubt's mir! Wollen Sie mich, Herr Rohrbeck?“

Der Eintretende sieht ihn scharf an.

„Ist das Ihr Ernst, Herr Römer?“

„Ganz gewiß! Und ehrlich gestanden habe ich wenig Mumm zu den trockenen Pandekten, aber riesige Lust zum Künstlerberuf. Onkel Rühle, was sagst Du dazu?“

Der schlägt ihn auf die Schulter. „Daß Du das Zeug zu einem ganzen Mann hast!“

Und Walter lacht leise auf. „Siehst Du, ich habe nicht renommiert!“

Frau Römer schüttelt indes würdevoll das Haupt mit der Witwenschnecke. „Aber sein Beruf sollte doch ein völlig anderer sein.“

Da macht der bescheidene Rohrbeck ein paar Schritte zu ihr hin. „Lassen Sie ihn, gnädige Frau! Herr Walter wird um so schneller zu einer selbständigen und einträglichen Lebensstellung kommen. Und überdies hat er ja Künstlerblut in sich.“

Sie hebt die weißen Hände. „Was bleibt einer armen Witwe übrig, als sich zu fügen! Dem Nichts stehe ich mit meinen Kindern gegenüber. — Und — ah, da ist Hans!“ Alle blicken nach ihm hin, dann raunt der Major der Frau Professorin zu. „Er weiß es! Kommen Sie, liebe Freundin, bitte, Herr Rohrbeck!“ Walter schlief sich den Gehenden an.

Zum erstenmale, seit der Mann da drüben in der ihn so gut kleidenden Uniform als ihr Verlobter diese Schwelle betritt, geht Hildegard ihm nicht entgegen. Sie hat die drei Worte gehört „er weiß es“ — und das Grau um sie her ist wieder da, auch auf die Gesichtszüge von Nordwitz hat es sich gelegt. Angewurzelt bleibt sie auf dem Platze stehen und spricht jenen kurzen Satz nach „Du weißt es, Hans!“

„Jawohl!“ das kommt noch von der Thür herüber, dann ist er mit wenigen Schritten bei ihr und nimmt ihre kalten Hände.

Sie sieht ihn mit merkwürdiger Fassung an. „Das kommt unerwartet für uns alle, Hans! Und erfordert unsern ganzen Mut — Deinen und meinen!“ Er steht straff da, keine Miene in seinem Gesichte zuft.

„Ich habe mit dem Obersten gesprochen und glaube seine Bedenken überwunden zu haben. Es bleibt zwischen Dir und mir

beim Alten. Ich habe es als Offizier gelernt, meine Pflicht zu thun, mein Wort zu halten.“

Ihre Augen erweitern sich, es ist wie ein Aufblitzen darin.

„Hält Dich nur die Pflicht, nur Dein Wort?“

Er ist betroffen und legt den Arm um ihre Schultern. „Aber Hildegard, liebst Du mich denn nicht mehr?“

„Hans — wie kannst Du nur fragen.“

„Nun also! Was hat sich denn geändert, wenn wir beiden dieselben geblieben sind?“

Sie fñhlt seinen Arm, so hat sie oft an seiner Seite gestanden, leicht an ihn gelehnt, gestützt.

„Aber wir sind nicht dieselben geblieben.“ Sie thut einen tiefen Atemzug. „Als wir uns verlobten, glaubtest Du, ich wäre reich, und jetzt —“

Er drückt sie fester an sich und fällt schnell ein: „Bist Du wie vorher meine schöne, kluge und tapfere Hilde. Nicht einmal ein Wort der Klage, das imponiert mir, wahrhaftig! Die rechte Frau für einen Soldaten!“

Sie wischt mit beiden Händen über die Augen, das trostlose Grau in der Luft will nicht weichen. „Hans, tapfer? Es ist der Mut der Lage, der Erkenntnis.“ Dann befreit sie sich aus seiner Umarmung und tritt ihm gegenüber, ihm fest ins Gesicht sehend.

„Ich bin ein mittelloses Mädchen, mich zu heiraten ist für Dich als Offizier nicht mehr möglich.“

„Aber Hildegard!“ Mit seine Liebeshörigkeit ist in dem Ton, „wenn Du mir gut bleiben willst? Wir können ja warten!“

„Das dauert noch Jahre. Wirft Du mich nach so langer Zeit noch ebenso lieben wie heute?“

„Meine liebe Hilde, ich bleibe Dir treu!“

Sie schüttelt langsam den braunen Kopf. „Nein, Hans, nein!“ und dann, als fürchte sie eine Schwächenwandlung in seiner nächsten Nähe, geht sie langsam durch das Zimmer nach dem Erker und zieht die Vorhänge zusammen. Jetzt flammen auch drüben in der Straße die Laternen — es ist dunkel geworden. Sie kommt die Stufen wieder herab und bleibt dann stehen.

„Das wäre ein Opfer, das ich nicht annehmen kann. Du bist an Wohlleben, an Luxus gewöhnt, Du müßtest täglich, stündlich entbehren. Was würde da aus der Liebe? Du bist für die Sorgen und den Ernst des Lebens nicht gemacht. Du kennst das Dasein nur vom Standpunkt des heiteren Gutes.“

Wie er auffahren will, hebt sie beschwichtigend die Hände.

„Ach, mein Gott, ich sage Dir das nicht vorwurfsvoll, Hans! Aber es ist so. Nie könnte ich mir vorstellen, daß Du — Vater war ja eine ähnliche Natur, deshalb habe ich Verständnis dafür —“